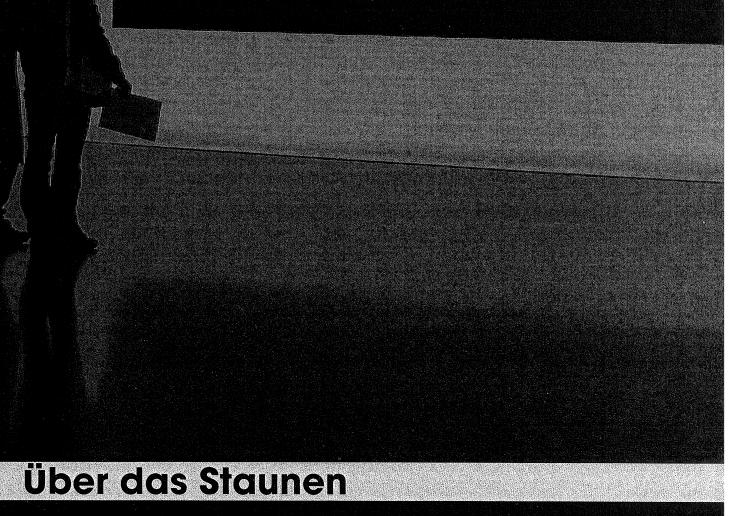
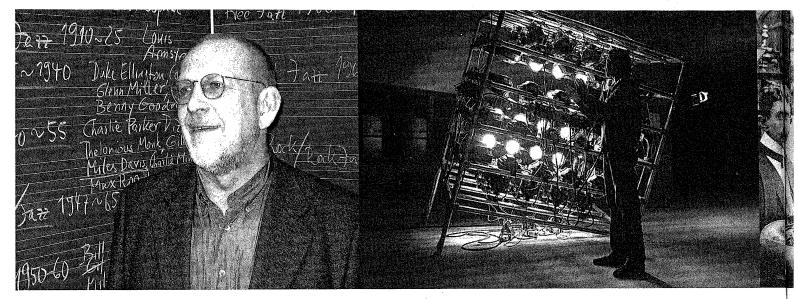
# NEUE ZEITSCHRIFT FÜR August 2817

DAS MAGAZIN FÜR NEUE TÖNE



■ Peter Michael Hamel im Gespräch ■ Saties wissenschaftlicher Umgang mit der Musik ■ Alfred Schnittkes 9. Sinfonie ■ Frühling in Pjöngjang ■ Die Lautari-Musik Rumäniens ■ Neue Bücher | Tonträger | DVDs ■ www.musikderzeit.de





Dass er mit 25 Jahren «ganz schön verrissen» wurde, bezeichnet Peter Michael Hamel heute als Glücksfall. Der Komponist und Gründer der Gruppe «Between», der heute in Hamburg lehrt, hatte sich mit Jean Gebsers Vorstellung vom «integralen Bewusstsein» auseinander gesetzt und versucht, diese in Musik zu übersetzen – was ihm nicht nur Carl Dahlhaus übel genommen hatte ...

In den ausgekühlten Kunstszenen, so Harry Lehmann, wird man vergeblich darauf warten, einen Ausruf der Verwunderung, des Staunens, zu vernehmen: «Jedes Staunen enthält eine Sekunde der Fassungslosigkeit, die in einem konkurrenten Funktionskontext das Subjekt funktionsuntüchtig und entsprechend unsouverän erscheinen lässt.» Dennoch ist das Staunen geradezu konstitutiv für die Avantgarde und ihren Anspruch der Überwindung des Gewohnten.

# über das staunen

## gespräch

10 Integrale Musik

Peter Michael Hamel über Jean Gebser, die Gruppe «Between» und das «integrale Komponieren» – ein Gespräch mit Michael Rieger

### thema

- 16 Harry Lehmann: Schneeschaufel im Museum, Stille als Musik Vom Staunen der Kinder zum Staunen in der Kunst
- 22 Claus-Steffen Mahnkopf: Des Staunens nie genug ...
- 24 Max Nyffeler: Die Lust am Entdecken des Unbekannten Beobachtungen am Werk von Bettina Skrzypczak
- 28 Steven Kazuo Takasugi: Fremde Hörterrains Sieben Betrachtungen aus der Perspektive eines aufnehmenden Mikrofonisten/Kopfhörerträgers
- 30 Stefan Drees: Spuren im Klangraum
  Die Signatur des Erhabenen bei Roland Dahinden
- 34 Eva-Maria Houben: Wie wunderlich ist die neue Musik?
  Gedanken zu Ingeborg Bachmanns Essay «Die wunderliche Musik» (1956)
- **42** Jörn Peter Hiekel: Erkenntnislust Über das Staunen in Musik
- 46 Hans-Peter Jahn: Im Rückspiegel: eine 35-jährige Periode des Nicht-Staunens
  Ein Zerrbild



Abo plus+

Erik Oña: Andere Stimmen / Tiger und Patriarch / Fünf Lieder / Alles Nahe werde fern / Jodeln / Euler-Sonaten

Grundlage von Erik
Oñas Schaffen ist einerseits die Dialektik von
Nähe und Ferne, zum
anderen die Dichotomie
von hohem klangsinnlichen Potenzial und
dessen konstruktiver
Durchdringung – ein
Spannungsfeld, das er
bis an seine imaginären
Grenzen ausreizt.

Wergo WER 6563 2

# des staunens nie genug ...

### **VON CLAUS-STEFFEN MAHNKOPF**

er nicht staunt, hat die Musik nicht begriffen. Denn gibt es, neben schönen Menschen und imposanter Natur, Bestaunenswerteres als Musik? Ich meine nicht Klang, Klingendes an sich, dass unser Ohr berührt wird von all dem, was wir hören. Sondern Musik, jene extrem unwahrscheinliche Sonderform des Klingenden. Ihre Bandbreite zwischen absolutem Liebreiz und verstörender Erhabenheit. Zwischen dem absoluten Schönen und dem ganz und gar Unmenschlichen. George Steiner spricht von Musik, die zugleich das Herz bricht und es wiederherstellt.

Mein Komponieren ist auch eine Antwort auf das Erstaunnis der Existenz der Musik. Das erste bewusste Hören von Musik, soweit ich mich erinnere, war das der beiden Mozartsinfonien in A-Dur KV 211 und g-Moll KV 183. Ich habe sie immer wieder, dutzende Male, gehört, ohne satt zu werden, ohne dass das Staunen verflogen wäre. Das andere große Staunen, das mich zum Komponisten machte, war die Tatsache, dass es eine «Sinfonie der Tausend» gibt: erst die schiere Zahl, dann die imposante Partitur, dann – endlich – das Hören selber. Als ich viel später in der Berliner Philharmonie bei einer Aufführung unter Gielen zugegen war, war das Staunen unvermindert. Beim Rausgehen schüttelte ich den Kopf darüber, dass sie überhaupt existiert. Das Staunen geht immer auf das Ganze des Bestaunten und auf dessen Wunderhaftigkeit.

Ich staune über John Tavener, vor allem seine Missa Gloria Tibi Trinitas, gerade aus dem Munde der wunderbaren englischen Scholars. Das ist eine Musik, die beglückt, weil sie ganz nahe ist, aber ungehört in unserer ganz anderen Zeit. Natürlich stehe ich staunend vor dem ganzen Josquin. Er ist ein Wunder, so groß, dass Bach im Verhältnis dazu beinahe erklärlich, analysierbar, rekonstruierbar wirkt. Und vor Mozart, vielleicht weil es ihn in meinem melancholischen Weltbild nicht geben dürfte und ich ihm indessen so viel zu verdanken habe und jedesmal,

wenn ich ihn höre oder spiele, allem Alltäglichen und Trivialen so entrückt werde.

Entscheidend ist das zweite Staunen. Das erste Mal kann blenden. Verliebte sind bekanntlich blind. Freilich muss es dieses erste Staunen geben, wie bei Kindern, die in absoluter Faszination stundenlang einer Sache gebannt zuschauen oder sie zu erlauschen suchen. Ohne das erste Staunen wären wir vollends Erwachsene und unserer ursprünglichen Neugier beraubt. Wir würden nur das Bekannte wiedererkennen. Häufig enthalte ich mich bestimmter Musiken, Stile, Zeiten, Genres, Komponisten, um sie dann wieder ganz frisch, wie in Jugendjahren, hören zu können. Denn wer erinnert sich noch an all die ersten Male, da wird auf die Tausende von uns geliebter Musikstücke trafen? Oder ich warte, um später staunen zu können; so war ich immer noch nicht in Bayreuth. Es entscheidet sich beim zweiten Mal. Wenn man dann staunt, staunt man im Glücksfall immer wieder, sofern das Werk nicht zur Droge wird.

Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Mal Glenn Gould hörte. Nur die Legende kennend, legte ich eine Platte mit Bach auf, die einstimmig begann, so dass ich einen einzelnen Klavierton hörte, aber so, wie ich noch nie zuvor Klavier gehört hatte. Ein Stich, eine apparition, ein Wink des inconnu. Und zugleich zum Verlieben schön, verheißungsvoll, tief musikalisch. Immer wieder schmelze ich dahin, wenn ich Gould höre. Obwohl ich alles von ihm habe und so ziemlich alles weiß, was man wissen kann, verdanke ich einer längeren Abstinenz, dass die unlängst im Bayerischen Rundfunk gesendeten zehn Fernsehfeatures auf mich die ungeschmälerte Faszination ausübten, dass mich die gleiche kindliche Freunde, das gleiche Nicht-Begreifen wie einst erfasste. Kurz: Ich staunte wieder und wieder. Gould ist ein Charmeur des Rätsels.

Natürlich staune ich auch immer über allerlei Dummheiten, die das tägliche und das professionelle Leben unentwegt anspülen. Die Fassungslosigkeit darüber, dass derlei immer noch auftaucht, trotz aller Fortschritte und Aufklärung. Darüber sollte man eher schweigen. Ich möchte aber eines aufgreifen. Obwohl ich es viele tausendmal reflektiert habe und es sollte verarbeitet haben, staune ich immer wieder, wenn bei einem Fahrgast in der Eisenbahn aus den iPods und Walkmännern das nämliche Bummbumm ertönt. Ich staune darüber, dass es tatsächlich Menschen gibt, die sich das freiwillig antun. Es ist ein wenig so, wie wenn man verblüfft darüber ist, dass es Menschen gibt, die viel Geld ausgeben, um sich von Dominas auspeitschen zu lassen.

Ich darf, sehr persönlich, einige Erstaunnisse und Typen sammeln.

Das Staunen des Kindes: Ich stand im Sommer 2000 in Berlin vor Libeskinds Jüdischem Museum – ich erlebte dieses Werk, als ob das Kind in mir zum ersten Mal ein Gebäude sieht. Im Grunde stimmt das auch: denn solch ein Gebäude hatte ich in der Tat noch nicht gesehen, nur erträumt. Das Staunen ist auch das über die unerklärliche Tatsache, dass es in der Außenwelt Manifestationen des eigenen Unbewussten gibt.

Das verzaubernde Staunen: So bei Robert Wilsons Inszenierungen. Ich sah deren nur zwei, *Parsifal* und *Lohengrin*, bin fast zu einem Wilsonianer geworden, aber um mir die Erinnerung an diese Abende nicht zu verleiden, habe ich bewusst keine weitere Inszenierung live gesehen.

Das beglückende Staunen: Wenn ich individueller Musik begegne. Man kann das Staunen über die Perfektion von Modellen, gleichsam über Virtuosität entwickeln, ich staune vielmehr, wenn ich Meisterwerken begegne, die ihr eigenes Modell sind. Und wenn sie dann noch virtuos sind, so Ravel, dann ist es des Staunens nicht genug.

Das erfreute Staunen: Donaueschingen 2006, Eröffnungskonzert, nach drei qualvollen Stücken plötzlich ein ganz anderer Ton, Klang, Orchestersatz, eine ganz andere Geisteshaltung, eine wirkliche Meisterschaft, und zugleich völlig rätselhaft, faszinierend unverständlich. Plötzlich wurde Ferneyhoughs *Plötzlichkeit* zum Ereignis.

Ich staunte in eigener Sache, als der junge, mir bis dahin unbekannte Pianist Ermis Theodorakis in Athen 2003 makellos, und ohne die Noten vor sich zu haben, mein höllisch schweres *Kammerstück* vorspielte. Er ist mir immer noch ein Rätsel, wie er sich solche Musik «by heart» halten kann.

Ich staune über Purcells grenzenlose Lebenslust.

Das nachlassende Staunen: Als ich in den späten 1990er-Jahren in Wagner vertieft war, machte mich seine Musik an den großen Stellen staunen und darüber fast süchtig. Heute ist er mir weit entrückt. Vielleicht ist das besser so. Aber vielleicht kommt er wieder.

Über Philosophie staune ich nur dann, wenn sie gleichsam musisch, künstlerisch auftritt: bei Nietzsche, vor allem bei Benjamin, auch bei Adorno um seiner musikalischen Sprache willen. Ich staune aber nicht etwa über die kristalline Perfektion des ersten Wittgenstein, eher über die dubios wuchernde Logik Hegels.

Ich staune über Jörg Widmann. Und über Salvatore Dalí. Bei Hieronymus Bosch bin ich eher erschrocken.

Das baff machende Staunen: Peter Veale, der Oboist, der unerschrocken selbst die schwierigsten Projekte nicht scheut, ein Pionier der Mehrklänge, ein buchstäblich multipler Künstler.

Ich staune, was es an Feinheiten im Freiburger Experimentalstudio zu hören gibt.

Ich staune über die Musik derer, die mir nahe stehen.

Das bewundernde Staunen: Wenn Sophie-Mayuko Vetter Klavier spielt. Als ich sie zum ersten Mal hörte – sie war damals keine 17 Jahre alt – mit der Bach'schen Chaconne d-Moll in der Bearbeitung von Busoni, kamen mir die Tränen, so intensiv und mitfühlend, vorerlebend spielte sie. Dieser Grazie ist nicht verflogen, sie kommt immer wieder, Anflug von Genialität.

Natürlich staune ich auch über die Chuzpe des Unverschämten, des Schamlosen, so bei Wagner, Schönberg und Stockhausen. Muss soviel Gigantomanie sein? Und immer wieder stutze ich bei Beethoven, weil es dort so viel zu bestaunen gibt: der Witz, die Vielseitigkeit, die Intelligenz, der Wagemut, die Humanität.

Das verängstigende Staunen: Wenn ich Thomas Pynchon lese und denke, es könnte wahr sein, was seine Romane an Fantastereien darbieten.

Ich staune, wenn Leute mehr können als nur das, was sie können: so bei Jan Assmann oder neuerdings bei Carl Djerassi, dessen Dokudrama Four Jews on the Parnassus eine Detailkenntnis der Protagonisten Adorno, Benjamin, Scholem und Schönberg beweist, die bei einem Chemiker alles andere als selbstverständlich ist.

Ich staune, dass und wenn Frank Cox mein *The Courier's Tragedy* spielt, es dennoch spielt.

Es gibt auch Fälle, da ich nicht staune, obwohl es nahe läge, so bei Musik, die aufs Staunen geradezu angelegt ist, mit einer Rhetorik des Staunens, so beim späten Nono. Hier kann ich nicht staunen, die Musik aber sehr wohl lieben.

Das Staunen hat etwas Unpersönliches. Wer staunt, wird einer Sache inne, die nicht er ist. Er wird für einen kurzen Augenblick zum Teil der Objektivität. Er kann nicht anders, als innezuhalten und zu verweilen. Er staunt darüber, dass es etwas gibt, was er nicht kennen kann, weil er es noch nicht wahrgenommen und verarbeitet hat. Das zweite Staunen zeigt daher eine andere Seite dieses Objektiven. Man staunt daher über Vielseitiges. Einfältiges verpufft rasch. Nur wer offen ist, kann staunen. Wer es verlernt hat, hatte meist Angst, er könnte einer Sache begegnen, die das Leben ändert.

Die Philosophie hebt mit dem thaumazein an, dem Staunen darüber, dass es überhaupt etwas gibt, dann, dass dies mit verblüffender Konstanz geschieht (die Sonne geht jeden Morgen auf), erst dann über die vielen, unzählbaren Einzelprobleme. Vielleicht kommt daher die Wahlverwandtschaft von Philosophie und Musik, diesen beiden so nicht-identischen Disziplinen. Ihre Musenhaftigkeit. Aber so, wie auch der Philosophie immer wieder droht, dass sie ihren ursprünglichen Impuls des Staunens verliert und sich deswegen selber untreu wird, muss auch die Musik immer wieder das Staunen und Staunenmachen suchen, in jeder Aufführung, in jedem Spielen, in jedem Singen und in jeder Komposition. Die Aufgabe des Komponisten ist es auch, immer wieder überzeugende und nicht nur tabubrechende Erstaunnisse hervorzubringen. Sich selber zu überraschen. Dinge machen, «von denen wir nicht wissen, was sie sind», um eine berühmte Formulierung aufzugreifen. Freilich muss der Komponist sich davor hüten, am Ende sein neues Werk mit einem Staunen zu belegen, das nichts anderes ist als schlecht kaschierte Eitelkeit über die eigene vorgebliche Meisterschaft. Ob das Werk staunen macht, entscheiden das Konzert, der Hörer - die Anderen.

Meiner Erfahrung als Komponist nach stellt sich das Staunen am ehesten ein, wenn man nicht an es denkt. Wer Staunen-Musik schreibt, hat etwas nicht begriffen. Staunen ist unverfügbar, ein Geschenk. Man staunt gleichsam darüber, dass man staunt. Staunen zweiten Grades. Ich glaube auch, dass es einen Zusammenhang zwischen der Kreativität und dem Staunen gibt. Wer nicht wenigstens dann und wann kindähnliche Erlebnisse und Widerfahrnisse hat, die ihn ins Staunen versetzen, der verliert seine genuine schöpferische Kraft und wird zum Reproduzierenden dessen, was er sich bereits erarbeitet hat.

So rundet sich der Kreis. Das Staunen hebt beim Kinde an, und dort muss es wieder hin. Wenn Bloch Heimat mit Kindheit identifiziert, dann war es weise hinzuzufügen, dass «darin noch niemand war», in der Heimat. Das Staunen ist – auch – ein Mechanismus, uns daran zu erinnern, dass unsere Welt und das Leben, das wir so dahinleben, nicht alles sind. Das Staunen öffnet ein Tor, ein sehr persönliches, und wer Kafka gelesen hat, weiß, dass nur er selbst hindurchgehen kann.